



Abend =

Zeitung.

258.

Mittwoch, am 28. October 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung,

Verantw. Redacteur: C. G. Eb. Winkler [Eb. Sell].

Ueber die Entstehung des Halley'schen Kometen und seine jetzige schwache Erscheinung.

Schreiber dieses hat im verwichenen Jahre in diesen und in andern Blättern die Behauptung aufgestellt, daß die Kometen aus dem Stoff der Sonnenflecken entstehen, daß eine Masse solcher Sonnenlava, anfangs glühend und selbstleuchtend, allmählig erkaltet und von der Sonne abreicht, und dadurch ihre Umlaufzeit sich immer verlängert, so wie ihr Licht durch die größere Entfernung von der Sonne immer schwächer wird. Da es sich nun bewährt, daß der Komet später als alle Berechnungen erscheint und bei weitem nicht den „prachtvollen Schweif“ entfaltet, den man vorhergesagt hat, und Herr Pontecoulant nun sogar, in der Sitzung der französischen Akademie vom 21. September, bis zum vierten Mal seine Berechnung der Sonnennähe weiter hinaus und auf den 20. November gesetzt hat, wobei es auch wohl noch nicht bleiben dürfte, so mag jetzt vielleicht eine genauere Angabe der Periode dieses Kometen, sowohl für Männer vom Fach als für Freunde der Wahrheit in der Naturwissenschaft, einiges Interesse haben.

Wenn, wie man jetzt schon sieht, der Grundsatz sich bewährt, daß, so wie alle Kometen, auch dieser an Glanz und Ausdehnung des Schweifes immer abnimmt, so muß es gewiß eine anziehende Forschung seyn, wie der Halley'sche Komet zuvor mit immer

größerm Glanze bis in die ältesten Zeiten hinauf erschienen ist. Um den Leser nicht eine Reihe von trockenen Berechnungen hindurch auf das Resultat warten zu lassen, sagen wir gleich, daß dieser Komet bei der ältesten Erscheinung, die wir kennen, 642 Jahre vor Christo seinen Schweif über einen dritten Theil des Himmels ausgedehnt hat. So glänzend erschien er plötzlich in der Nähe der Sonne und wurde in Athen zu Aristeus Zeiten beobachtet. Der Zeitraum von 642 v. Chr. bis heute macht rein 33 Perioden von 75 Jahren und 22 Tagen. Da die immer wachsende Periode jetzt, wie nicht mehr bestritten werden kann, 76 Jahre und 8 Monate beträgt, so kann sie im Anfange nicht länger als 73 Jahre gewesen seyn; und wir finden, mit Berücksichtigung der Progeffion von 73 bis 76 Jahren, von den Griechen bis zu uns, alle Erscheinungen dieses Kometen, in sofern die Barbarei einiger Jahrhunderte keine Lücken in dem Verzeichniß gelassen hat. In den Jahren 16, 1380 und 1456 war seine Erscheinung von der Entstehung neuer Kometen begleitet, und da gegenwärtig Flecken an der Sonne sichtbar sind, so können wir hoffen, auch diesmal das Schauspiel zu genießen, daß plötzlich ein oder mehrere Kometen zuerst in der Nähe der Sonne sichtbar werden, wovon dann die Astronomen zu sagen wieder versuchen werden, daß sie nicht neu entstanden, sondern unbemerkt zu der Sonne hingekommen seyen. Ob dieser Komet im Jahre 642 v. Chr. neu entstanden oder aus fernen Weltregionen zu der Sonne herange-

Kommen war, können wir gewiß jetzt nicht mehr entscheiden; fragen läßt sich aber, wie es möglich wäre, daß eine solche Erscheinung in einem Male nahe bei der Sonne so glänzend seyn konnte, wenn sie allmählig aus der Ferne herangerückt wäre. Mußte sie in diesem Falle nicht allmählig zunehmen? So erzählt auch Aristoteles L. 1. cap. 7. Meteor. von dem 372 Jahre v. Chr. erschienenen Kometen, daß er plötzlich bei der Sonne und zwar der Schweif einen Tag eher als der Kern gesehen wurde, der in den Sonnenstrahlen verloren mit der Sonne unterging. Dieser Komet war nach Diodorus so groß, daß er ihn den Rival des Mondes nennt. Er ist, in einer wachsenden Periode von 99 Jahren, 183 vor und 392 nach Chr. noch sehr glänzend, in den Jahren 1280, 1577, 1677 aber mit ganz unbedeutendem Lichte erschienen, und ist bei seiner letzten Rückkehr in den Jahren 1777 bis 1778 kaum bemerkt worden. Wenn man nun bedenkt, daß je höher hinauf je glänzender solche Erscheinung seyn muß, so müßte der Komet, der im Jahre 642 v. Chr. Athen in Erstaunen setzte, wenn er nicht damals neu entstanden wäre, 73 Jahre vorher noch größer gewesen seyn, und die ältesten Bürger hätten diese Erscheinung als eine Wiederholung erkannt, wodurch denn auch der Geschichtschreiber beide Erscheinungen und nicht eine als neu hätte erwähnen müssen.

Der Unterzeichnete wird jeden zur Aufklärung dieses Gegenstandes an ihn portofrei oder durch Buchhandel Gelegenheit gerichtete Frage mit Vergnügen beantworten.

J. W. Schmitz,
Neumarkt Nr. 5 in Cöln a. Rh.

Die Neugierde der Japaneser *).

Ist irgendwo die Neugierde zu Hause, so muß sie es in Japan seyn. Der russische Kapitän Solownin, der mit mehren seiner Landsleute 1811 da-

*) Der Neugier der Japaneser gedenkt schon Kämpfer. „Sie sind, — sagt er — besonders so neugierig, als nur irgend eine Nation auf der Welt seyn kann. Besonders sind die Japaner sehr begierig, von den Geschichten, Verfassungen, Künsten und Wissenschaften fremder Völker etwas zu erfahren.“ (S. E. Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan. I. S. LXVI. Lemgo, 1777.)

selbst durch Ueberlistung gefangen genommen wurde, litt mit diesen Allen durch nichts so sehr, als durch die vielen tausend Fragen nach den unbedeutendsten Dingen, welche jedes Verhör, das man mit ihm anstellte, stundenlang werden ließ. Um einen Begriff von dieser Neugierde zu geben, hat er etwa den 200sten Theil solcher Fragen mitgetheilt, und man kann sich bei vielen des Lachens nicht enthalten. So wollte z. B. der Gouverneur oder Bungo wissen: Wie kleidet sich der russische Kaiser? — Was für Vögel gibt es in der Gegend von Petersburg? — Was kostet daselbst die Kleidung, die Sie jetzt tragen? — Wie viel Kanonen stehen auf dem kaiserlichen Schlosse? — Aus welcher Wolle macht man das Tuch? — Welche Thiere, Vögel, Fische essen die Russen? — Wie genießen sie ihre Speisen? — Was für Kleider tragen die Russinnen? — Auf was für einem Pferde reitet der Kaiser? — Wer begleitet ihn? — Lieben die Russen die Holländer? — Wieviel Ausländer sind in Rußland? — Womit handelt man in Petersburg? — Wie lang, breit und hoch ist der Palast in Petersburg? — Wie viel Fenster hat er? — Wie oft gehen die Russen in die Kirche täglich? — Wie viel Feiertage haben sie? — Tragen sie seidene Kleider? u. — Man denke sich nur noch, daß jede solche Frage mittels eines halbwilden Dolmetschers, eines Kurilen, gethan wurde, der vom Russischen nur oberflächliche Kenntniß durch Umgang erhalten hatte und von vielen Dingen gar keine Begriffe besaß, und also die ärgsten und lächerlichsten Mißverständnisse um so mehr veranlassen mußte, da er Alles einem Japaneser in der kurilischen Sprache mittheilte. Jeder Satz wurde also drei Mal ausgedrückt. Es half dem armen Gefangenen nur wenig, so eine Frage zu beantworten. Jede gab Veranlassung, zehn andere daraus hervorgehende anzuknüpfen. Man fragte einen Gefährten des Herrn Solownin, wo er erzogen wäre. — Im Hause seines Onkels, antwortete er, und sogleich kam nun eine Reihe von Fragen über diesen Onkel. Wer er wäre, wo er wohne, ob er ihn selbst unterrichtet habe? u. s. w.

Diese Fragen mußten auch um so lästiger seyn, da alle Antworten sorgfältig aufgeschrieben wurden. Von Zeit zu Zeit that man sie auf's Neue, und die geringste Abweichung in der Antwort erregte bei den äußerst argwöhnischen Japanesern nun tausend neue Fragen. Oft wurde Solownin mit seinen Gefährten sehr grob bei solchen Fragen und forderte zornig den Tod. Dann ließ man einen Augenblick nach, be-

schwichtigte ihn durch Theilnahme und Bitten und that eine zur Sache gehörige Frage, um das Wesen wieder von Neuem anzufangen.

Woher mag aber diese Neugierde kommen? Zum Theil ist sie wohl Wissbegierde. Die Japaneser behaupten einen ziemlichen Grad von Kultur. Jeder kann lesen und schreiben, selbst der gemeinste. Abgeschnitten von der ganzen Welt, sind sie also natürlich begierig, von Dingen Kunde zu bekommen, die ihnen einen neuen Bildungkreis eröffnen. Die Gefangenen waren Russen. Nächst Holländern kennen sie diese am meisten, da die kurlischen Inseln, die zu Rußland gehören, bis nach Japan heruntergehen; die Russen Ueberfälle auf mehre ihnen gehörige Inseln thaten u. s. w., und sie daher dieselben sehr hassen, aber auch — fürchten und mithin zum Theil gegründete Ursache hatten, sich recht genaue Kunde zu verschaffen. — Durch solche Fragen nach Kleinigkeiten glaubten sie wahrscheinlich, nebenbei auf eine recht verdeckte Weise die Hauptsache zu erfahren, und Vieles, was den Russen lächerlich war, schien auch wohl ihnen nicht so; denn hier kam es auf die Vorstellung an, die jene oder sie von der Wichtigkeit einer Sache hatten.

R e f l e x e.

Von G. Nicol.

Das Weib besitzt doch wahrlich unendlich schöne, himmlische Blüten, deren nektarischer Duft ein wirklicher Lebensbalsam ist, deren schimmernde Farbenpracht einen rosigen Glanz in die trüben Lebensstunden oft hineinspiegelt. Halt, Enthusiast, und denk' an unsere modernen Theeschönheiten! — Das wahre, echte Weib ist eine himmlische Erscheinung, ein lächelnder, klarer Stern, der die Seele in blaue Aetherregionen emporhebt. Ihre Freundlichkeit dringt unwiderstehlich in's Herz, sie hat ihren ganzen Reiz einer schönen Frühlingnacht entliehen, wenn der sanfte Schimmer des Silbermondes auf den thauumfunkelten Blütenständen sich hinweht und die träumenden Blumen zart lächeln. Spendet eine solche Freundliche Trost und Ermuthigung in düstern Stunden, wie erheiternd und stärkend muß das seyn. Der Goldthau, der jene freundlichen, schönen Augensterne so reizend umstrahlt, senkt sich wie ein lichter Morgenschimmer in des Herzens nächtliche Dämmerung und es erhebt sich

wieder ein beseligendes Purpurleuchten vor dem Blicke der Seele. — Doch wir sehen selten die Aloe blühen.

Die Blumen des Gartens sind lieblich und schön, duftend und glänzend. Gott hat sie so herrlich geschaffen. — Die Blüten des Geistes mögen auch so seyn; der Geist ist eine göttliche Blume: ihr Duft, ihre Farbenpracht, ihr Schimmer, leuchte stets wie ein heller Stern am rein-blauen Himmel. Was von Gott stammt, zeige sich stets auch göttlich und edel.

Der Bär, der Affe und das Schwein. Nach dem Spanischen des Triarte *).

Ein Bär, mit welchem sich die Nahrung
Ein armer Savoyard erwarb,
Zwar auf zwei Beinen wohl schon tanzte,
Doch manchmal noch etwas verdarb.

Sich überhebend frug den Affen
Er einstmals: „Wie gefällt es Dir?“
Der Affe, in der Kunst erfahren,
Versetzt: „Nicht übel scheint es mir.“

„Glaub's wohl“, der Bär darauf erwiedert,
„Daß Du nicht allzuhold mir seyst;
Doch frag' ich, ob mein ganzes Tanzen
Nicht Anmuth, Kraft und Bier beweist?“

Das Schwein, das eben auch zugegen,
Grunzt: „Bravo, das ist wunderschön!
Nie hat man noch solch einen Tänzer
Gesehen, oder wird ihn seh'n.“

Als dieß der Bär vernommen, dachte
Er bei sich selbst ein wenig nach,
Und dann mit weit bescheid'nerm Wesen
Er ruhig wieder also sprach:

„Als mich der Affe nicht belobte,
War mir die Sache nicht ganz recht;
Doch jetzt, wo mich das Schwein will rühmen,
Weiß ich's, ich tanze herzlich schlecht.“

Es mög' zu seinem Vortheil ziehen
Ein Autor sich daraus die Lehr':
Lobt uns der Weise nicht, ist's böse,
Doch klatscht der Narr gar, noch weit mehr!

Lh. Hell.

*) Aus dem bei Leo in Leipzig des ehesten erscheinenden ersten Theile von Biardot's Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur u. s. w. in Spanien.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien.

(Fortsetzung.)

Außerordentlichen Beifall hat die Kunstfreiergesellschaft *Guerra* bei uns gehabt, welche an Geschicklichkeit und zierlicher Darstellungart Alles übertraf, was wir in dieser Art noch gesehen haben. Besonders zogen die Wettrennen an, welche diese Gesellschaft in Vereinigung mit jener der Witwe de Bach im k. k. Belvedere veranstaltete. Leider ging es nicht ohne Unglücksfälle ab und ein junges talentvolles Mädchen hat sogar den Tod davon getragen.

Wir hatten Ursache, mit dem diesjährigen Sommer zufrieden zu seyn, besonders war er für die Landbewohner angenehm. Es war nicht so heiß und trocken wie im verfloffenen Jahre und von Zeit zu Zeit kamen kurze Regen den Gärtnern zu Hilfe und frischen Bäume und Blumen auf. Allein — leider nur von oben, bis zu den Wurzeln drang die Masse nicht, und da wir auch wenig Winterfeuchtigkeit hatten, so dorrteten viele Bäume in Gärten und Wäldern ab. Auch der Wassermangel stellte sich an vielen Orten ein und war besonders in mehreren Vorstädten unserer Residenz fühlbar. Wenn man an einem öffentlichen Brunnen vorüber ging, so sah man wohl an hundert Zuber in einer bestimmten Reihe stehen, und eine arme Dienstmagd mußte einen halben Tag warten, bis ihr Geschirr an die Reihe kam. Die meisten Leute sandten sogar zu den öffentlichen Brunnen in die Stadt. Um diesem Uebel für die Folge abzuhelfen, und weil auch die sonst so ergiebige Christianisch-Albertinische Wasserleitung nur noch sehr wenig Wasser gibt, soll bestimmt worden seyn, daß eine neue Wasserleitung durch Dampf von der Donau in die Vorstädte gezogen werden soll und der Kostenüberschlag derselben soll 180,000 fl. betragen.

Man fängt auch bei uns an, die Gewölbe und Läden mit Gas zu beleuchten. Nachdem das zuerst bei der sogenannten Feldapotheke und später bei der Nationalbank eingeführt war, folgten nun auch die Schottengasse, der Kohlmarkt und Graben nach, und mit Vergnügen sieht man das helle und reine Licht schon in den meisten Boutiquen.

Die Verschönerung unserer Stadt nimmt mit jedem Monate (auch ohne Aufstellung einer Verschönerungs-Commission, wie es einst der Fall war) bloß durch den Schönheitssinn seiner Bewohner zu. Häuser entstehen gleich Pilzen und in wenigen Monden erblickt man an der Stelle einer abgerissenen alten Barake einen herrlichen Palast von 3—4 Stockwerken, wozu freilich die Begünstigung von zwanzig steuerfreien Jahren für neue Bauten nicht wenig anreizt. Die öffentlichen Verkaufsläden, besonders in den besuchtesten Straßen, ihre Auslagen und gemalten Schilder wenden allen Prunk an, um sich bemerkbar zu machen. Vor allen nimmt das Gewölbe des k. k. Hofmusikalienhändlers *Hastlinger* jetzt die Schaulustigen in Anspruch. Es ist mit einer edlen Zierlichkeit und zugleich mit einer Einfachheit ausgestattet und moeublirt, welche von dem Geschmacke seines Eigentümers den Beweis geben. — Alle Vorstädte sind schon fast mit

Kanälen versehen und bis zu den Barrièren gepflastert; das Pflaster selbst, welches bei uns immer eines der vorzüglichsten war, ist jetzt durch eine neue Behauung der Pflastersteine und durch ihre Lage bei der Pflasterung noch vorzüglicher, schöner und haltbarer geworden. Durch den ganzen Stadtgraben führen Fahrwege durch herrliche Pappelalleen, die Wälle sind aus ihrem Schutte zwar nicht mehr so drohend, aber viel schöner emporastiegen, und jede Bastion ist ein kleines anmuthiges Gärtchen. Das Glacis, welches zwischen der Stadt und den Vorstädten liegt, ist ein Wald von Alleen, deren fast jede mit andern Bäumen besetzt ist. Auch die Vorstädte sind bereits alle des Abends beleuchtet, so wie das Glacis. Kurz, wer vor zwanzig Jahren unsere Stadt gesehen und sie jetzt wieder sehen würde, dürfte sie kaum mehr erkennen.

Das Merkwürdigere, was ich Ihnen allenfalls in literarischer Hinsicht nennen könnte, wäre: Buchholz's „Geschichte Kaiser Ferdinand's I.“ in 6 Bänden. Gräffer's „österreichische National-Encyclopädie“, welche schon bis zum 9ten Hefte, Buchstabe H, vorgeschritten ist. Kaltenböck's „österreichische Zeitschrift“, welche, ihrer ernsten und würdigen Tendenz treu bleibend, immer gehaltvollere Aufsätze liefert. Alles Uebrige, was bei uns erscheint, sind Vorleser, Lehr-, Hilfs- und Gebetbücher, Almanache, Kalender und Tagesblätter. Die Letzteren werden gleichsam als Gewerbe derjenigen Personen angesehen und behandelt, welchen sie verliehen worden sind. Stirbt ein Redacteur und die Gattin desselben bittet, das Gewerbe fortführen zu dürfen, so wird ihr dasselbe auch gelassen, posito daß sie sich ausweist, einen tüchtigen Altgesellen als Werkführer zu besitzen. Dieser Fall ist nun auch bei der „Wiener Zeitschrift für Mode“ u. s. w. eingetreten. Der Redacteur, Hr. Schickh, starb, und seine Gattin führt das Unternehmen fort, indem sie Hrn. Wittbauer, einen Mann, der sich als Mitarbeiter den ehrenvollen Ruf eines tüchtigen dramaturgischen Schriftstellers erwarb, als Redacteur aufgestellt hat.

Die Kunst geht bei uns — wie leider überall — nach Brot. Doch taucht zuweilen hier und da ein gediegeneres Werk auf, welches von dem Genie seines Meisters Zeugniß gibt. Frießhuber arbeitet fast ausschließlich im Fache der Porträte. Er hat aber auch eine so glückliche Auffassungsgabe und trifft so frappant, daß seine Porträte alle zum Sprechen ähnlich sind. Er wird auch so sehr gesucht, daß er die Wenigsten befriedigen kann. Bedeutendes Talent hat ein junger Mann Namens Danhäuser in einem Altarblatte entwickelt, welches er, ich weiß nicht für welche Kirche, gemalt und vor Absendung hier öffentlich ausgestellt hat. Zeichnung, Gruppierung, Lichtvertheilung, Colorit, Alles verschmelzt sich zu einem herrlichen Ganzen und im historischen Fache (woran unsere Zeit ohnedies so arm ist) wurde in vielen Jahren nichts Aehnliches geleistet. Auch Schnorr von Carlsfeld, eben erst von einer Reise nach Frankreich zurückgekommen, arbeitet an einem Altarblatte für die Kirche zu Lillienfeld, und es läßt sich ebenfalls von seinen früheren Leistungen auf etwas Gelungenes schließen.

(Die Fortsetzung folgt.)